Münchner Feuilleton
Erscheinungsweise: monatlich
Ressort: Tanz
Seite: 14/15
Medienart: Magazin
Datum:20. Mai 2012

Die Qualität der anders ausgeführten Geste

KATJA SCHNEIDER

Wie kamen Sie dazu, Projekte mit »Behinderten« zu machen?

Ich habe früher mit Felix Ruckert in Berlin gearbeitet, wo es darum ging, Herausforderungen anzunehmen. Einschließlich körperlicher Qual und Deformation. Dann habe ich mich gefragt, wie kommen wohlgestaltete Tänzerkörper dazu, sich kaputtzumachen, um künstlerisch etwas zu erreichen. Und nicht lieber in warmem Wasser zu plantschen. Seither beschäftigten mich die Bedürfnisse und Möglichkeiten des Körpers und die Vielfalt des Körperlichen. Und deshalb habe ich angefangen, auch mit Körperbehinderten zu arbeiten.

Sie sind Dozentin an der Akademie der Bildenden Künste für Performance. Künstlerische Arbeit mit Behinderten, was heißt das für Sie?

Ich arbeite mit sogenannten Körperbehinderten und mit sogenannten geistig Behinderten, das muss man insofern unterscheiden, weil es nicht der gleiche Zugang bei der künstlerischen Arbeit und beim Umgang mit Körper ist.

Ich sehe meine Settings, meine Performances als eingefrorene Bilder vor mir, und dann muss ich nacharbeiten, was sehe ich da überhaupt. Was ist da drauf, wer, und warum? Ich bin keine Seherin, aber ich habe eine Vision: Ich sehe es wirklich, nicht kognitiv, sondern visuell greifbar.

Bei der Konzeption eines Stückes, das ich »Meat« genannt habe, habe ich zum Beispiel Körper gesehen, die sich nicht aufgrund der Wiedererkennbarkeit des menschlich Typischen auf der Bühne gezeigt haben, sondern aufgrund einer Einheitlichkeit in der Hautfarbe. Und aufgrund einer Haptik, aber nicht in Form von körperlichen Proportionen. Ganz dicke Körper, ganz dünne waren dabei, mit langen oder kurzen Gliedmaßen oder Stummeln. Also alle Erscheinungsformen von menschlichen Körpern.

Das war ein so faszinierendes Bild, das ich als etwas Perfektes empfunden habe. Weil die ganze Vielfalt des menschlichen Körpers vertreten war.

Eine choreographische Utopie?

Als Choreographin und Performerin dachte ich erst: Das geht gar nicht, weil der »normale« Tanz mit Normkörpern arbeitet. Da muss ich woanders suchen. Das war schon 2005. Es dauert eben lang, aus so einer Bildfindung dann das Stück zu realisieren. Als ich mich dann unter sogenannten Behinderten umgesehen habe, war nicht dieses Etikett wichtig, sondern eben die Idee der körperlichen Vielfalt.

Dazu gehört auch das, was jenseits »unserer« Norm ist. Wenn wir alle nur Finger hätten und keine Arme, wäre vielleicht das die Norm. Ein langer Arm kann vielleicht etwas aus dem Regal holen, ein kurzer bringt etwas nah vors Gesicht. Die Relativität dessen, was »normal« ist, war von vornherein klar. Ich habe dann beim Behindertenbund angefragt, mit dem Schaupieler Peter Radke habe ich lange gesprochen, der meinte: Wenn du nur drei Behinderte findest, die mitmachen, hast du das Projekt in der Kiste. Ich habe dann in der Volkshochschule Workshops gegeben für Behinderte. Für mich ist das ein schreckliches Wort. Wenn man den nichtbehinderten Körper und den behinderten Körper klassifiziert, dann ist bei den Behinderungen jede anders als die andere – kurze Beine und lange, dicke, dünne, zwei unterschiedliche Beine, verdrehte Körper. Die Vielfalt ist da viel größer! Wir haben dann eine Gruppe gebildet, mehrere Stücke zusammen gemacht. Ich konnte mich so in die Materie einarbeiten, und die Beteiligten haben erfahren, dass es mir nicht darum geht, Behinderte in ein künstlerisches Projekt und sie damit sozial zu integrieren, sondern um das Potenzial des anderen, jedes Einzelnen. Mittlerweile ist es eine eigenständige Performance-Gruppe, nicht mehr unter

Normative Körperbilder. Gasteig, München

Münchner Feuilleton
Erscheinungsweise: monatlich
Ressort: Tanz
Seite: 14/15
Medienart: Magazin
Datum:20. Mai 2012

Dorothea Seror arbeitet in München im Bereich Performance und Tanz auch mit sogenannten Behinderten. Ein Gespräch über die Schönheit der Vielfalt und das Potential jedes Einzelnen.

meiner Leitung. Mit den Leuten arbeite ich jetzt wieder zusammen im Rahmen von »Kulturschutzgebiet.«

Das aktuelle Projekt »eatartteam« ...

... mache ich mit Schülerinnen und Schülern des Augustinums. Der jüngste ist 13, die andern 15, 16 Jahre. Ich komme einmal die Woche ein paar Stunden. Bei sogenannter geistiger Behinderung wird die Abweichung von der Norm körperlich weniger sichtbar, geistig ist es wiederum differenzierter und es ist eine andere Körpersprache da. Die »Andersdenkenden« haben ein anderes Körpergefühl, drücken sich anders aus, haben jeweils einen anderen Bezug zum eigenen Körper.

Interessant, dass man generell ja mentale Probleme oft an körperlichen Verhaltensweisen wahrnimmt.

Bei der Arbeit mit den Menschen im Augustinum sehe ich die Einschränkungen gar nicht als Problem. Wenn wir spielerisch Übungen machen, wie ich sie ähnlich mit Studierenden an der Kunstakademie entwickelt habe, ist die Lust und die Freude am kreativen Gestalten unglaublich groß.

Der Zugang zu den Aufgaben ist hier so natürlich und spontan, dass sogar etwas wegfällt, was ich bei der Arbeit mit Künstlern und mit Körperhinderten feststelle: der Unterschied zwischen On-Stage-Modus und Off-Stage-Modus. Die Teilnehmer der Gruppe, mit der ich jetzt arbeite, sind dann nur im »Freude«-Modus, das ist ein unglaubliches Potenzial. Ganz eins sein mit dem, was gerade passiert. Oder es ist vorbei: keine Lust mehr! Das finde ich hochspannend für die Bühnenarbeit.

Wie sieht dann die Planung in Richtung auf eine Aufführung hin aus?

Ich intergriere das, so wie ich alles zu intergieren versuche. Auch an der Akademie sollte man in der Projektpräsentation sagen können: »Ich kann das nicht« oder es in einer Weise mitteilen. Es ist Teil der Performance.

Wichtig war, das Material festzulegen, um alles andere geschehen lassen zu können. Lebensmittel und Mehl sind hier das Spielmaterial im Setting. Und die Performer stürmen schnell voran und steigern sich hinein. Es gibt keine Vorschriften und Ablaufpläne, sondern Möglichkeiten, von denen ich glaube, dass sie ästhetisch interessant sind. So experimentieren sie, und es gibt auch kein zu frühes Aussteigen. Es müssen eben nicht alle gleichzeitig einen Arm heben.

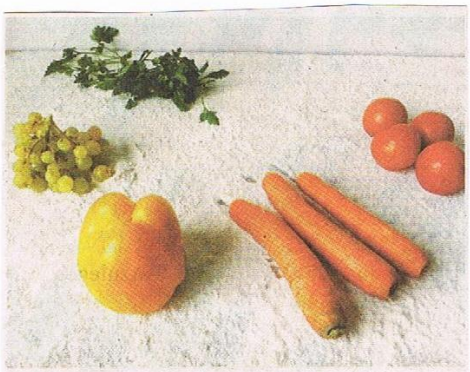
Wie wählen oder erarbeiten die Teilnehmer sich im Vorfeld ihre Aufgaben?

Ich ermutige sie, selbst zu sein und das zu tun, was ihnen liegt. Kann sein, dass dann einer mitten im Raum sitzt und eine Karotte isst. Trotzdem sie Teil der Requisite ist, ist das nicht verboten, sondern erwünscht. Auch wenn manche ihre Betreuer anschauen und fragen: Darf ich? Es ist erwünscht, weil es Teil der Performance ist.

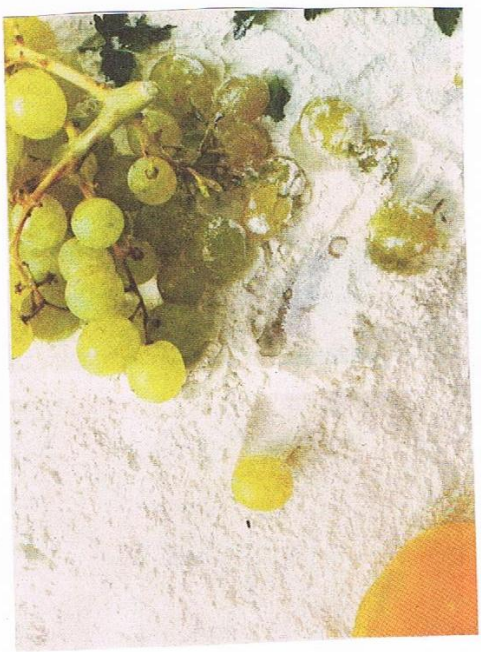
Worum wird es dann in der Aufführung gehen?

Die Performance heißt »eatartteam«. Wir beziehen uns auf den Teamgeist, wie in Mannschaftssportarten. Um gemeinsam Bilder zu kreieren, braucht es Kooperation. Es kann mal zu einem Wettstreit kommen oder zu einem Konflikt, aber wir demonstrieren auch einen gemeinsamen Spirit nach außen. »Eat Art« – da kann kontrovers diskutiert werden, dass wir mit Lebensmitteln spielen. Es gibt in der Kunst und Performance aber eine lange Tradition, mit dem Einsatz von Lebensmitteln in Arbeiten darauf hinzuweisen, wie mit Essen umgegangen wird.

Unsere Leinwand sind das weiße Mehl, die weißen Objekte, die weiße Kleidung. Eine bewegliche Gestaltungsfläche für die bildneri-



Fotos: Seror | Grafik: aw



Normative Körperbilder. Gasteig, München

schen Mittel: farbiges Obst und Gemüse. Würden sie mit dem Pinsel Bilder malen, würden sie gelobt – und mit dieser Anerkennung auf eine niedrigere Hierarchiestufe gestellt: weil es vergleichbar ist.

Happening als nicht-elitäre Kunstform?

Ich glaube an individuelle gestalterische Kraft, die ohne konventionellen Vergleich auskommt. Deshalb greifen wir zu Gestaltungsmitteln, die auch für das Publikum ungewöhnlich sind. So kann sich der Fokus auf die Gestaltung selbst richten: Orange, Karotte, Paprika – eine orangefarbene Komposition. Und so kann die individuelle Kompetenz ins Spiel kommen. In unserer Gruppe wird gejuchzt, wenn das Mehl verstreut wird, in Akademieworkshops würde es ernsthafter verteilt werden.

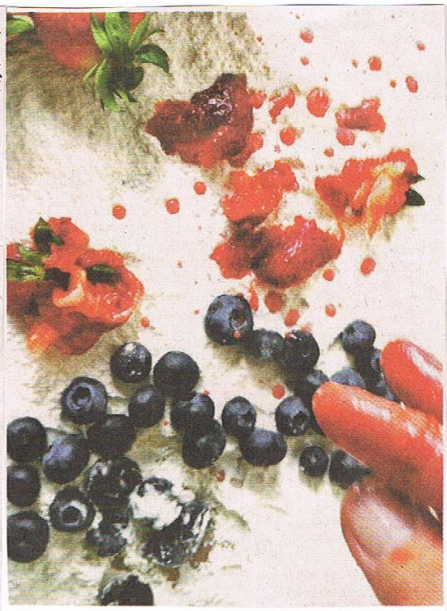
Das Setting wird bereits performativ hergestellt. So geht es mir auch mit den Körperbehinderten: Das Hochheben eines Salzfäßchen ist viel intensiver, als wenn ich etwa tänzerisch versuche, eine solche Bewegung verlangsamend zu intensivieren. In meiner Recherche zum Vortrag und der Vorbereitung für das nächstes Stück hat mich speziell interessiert, wie Tänzer mit Normkörper versuchen, sich der Bewegungsqualität eines andersartigen Körpers anzunähern. Die von hoher ästhetischer Qualität sein kann.

Wie gehen Sie mit Ihrem schlanken, durchtrainierten, »perfekten« Körper in der Auseinandersetzung um?

Ich sage: »Ich habe keine Ahnung, was Eure Körper betrifft. Bitte zeigt mir, wie man geht, wenn man mit Krücken geht.« Ich stehe am Anfang, bin dabei zu lernen. Es mag seltsam klingen, aber die Qualität einer absolut ökonomisierten Bewegung etwa bei Muskelschwäche, davon kann ein Tänzer nur träumen. Ein einzigartiges Können, und auch wenn ich selbst nie so weit kommen werde, ich möchte es nachempfinden können.

Ihre Arbeit wird teils von der Stadt gefördert und Sie haben eine Kooperation mit dem Staatsballett?

Im Augustinum proben wir vor Ort. Um mit den Körperbehinderten zu recherchieren, haben wir haben die Probenräume des Staatsballetts bekommen, das zeigt ihnen, dass die Arbeit an ihrer Bewegungsqualität ernst genommen wird, wie die einer Primaballerina. Ich bin auch eine knallharte Trainerin und sage: »Es geht um mir die Qualität dessen, was du im landläufigen Sinne nicht kannst.« Und das macht auch Spaß. Sie stehen ohnehin mit ihrem Körper ständig im Fokus. Nun erarbeiten sie für sich und bekommen von anderen eine neue Aufmerksamkeit.



Die Fördersituation allerdings sieht eher traurig aus. Bei den Ämtern und Stellen, wo man mich immer an die Integrationsförderung verwiesen hat, bin ich inzwischen bekannt für meine Hartnäckigkeit: »Wir machen Kunstprojekte.« Ich bin schon mehrfach gescheitert mit meinen Vorhaben. Und bin froh, dass ich jetzt von der Tanzjury für die Recherchearbeit ein Stipendium bekommen habe. Ich habe den Eindruck, dass in München immer gewartet wird, bis anderswo ein Modell etabliert ist, das man dann adaptiert.

Man spricht ja im zeitgenössischen Theater – auch bei der Kombination andersartiger Körper – von einer Ästhetik des Häßlichen.

Mit dem Begriff kann ich gar nichts anfangen. Für mich geht es um das Potential dessen, was möglich ist. Ich forsche also auch über die Dinge, die »für uns« nicht möglich sind. Zarte Hände, denen ich stundenlang zuschauen könnte. In einem früheren Stück habe ich ein Schattenspiel genutzt, um die Gliedmaßen hervorzuheben, die ja teils nicht in die »richtige« Richtung zeigen. So exponiert, konnte man erkennen, wie schön das ist. Tänzer dehnen und verdrehen sich ja auch in außergewöhnlichem Maß, wie es ein Normkörper nicht schafft.

Sie sind Teil des Kulturprogramms im Umfeld der Special Olympics, einem Sportprogramm.

Ich sehe durchaus das Problem der Inklusion/Exklusion. Die 20- bis 25-jährigen Praktikanten im Augustinum können bei uns zum Beispiel mitmachen. Ich fände es gut, wenn man gemischt arbeiten kann und das dann auch Akzeptanz im allgemeinen Kulturleben der Stadt bekäme – und nicht nur in einer Extraveranstaltung. Deshalb loten wir ja – künstlerisch professionell – Potentiale aus, entwickeln positive Werte, dass die Arbeit bestehen kann, und führen nicht »Maria Stuart« in leichter Sprache auf.

Wie sehen Sie die Entwicklung im gesellschaftlichen Umgang mit von der Norm abweichenden Körpern? In der Schule etwa scheint der Normierungsdruck hoch.

Es gibt immer Trends. Um dazuzugehören. Die Mischung der Kulturen bewirkt aber doch eine große Vielfalt. Und der Trend zur Unisex-Ganzkörperrasur läuft schon aus. In Berlin trägt man in der Sauna wieder Schamhaar.

In meiner Arbeit geht es mir darum, zu zeigen, dass jeder, einfach jeder, anders ist. In der Art und Weise, wie er beschaffen ist. Und darum, für den Körper ein Gespür zu entwickeln und aus dieser Wahrnehmung heraus ihn zu bewegen. So, wie es dieser Körper tun kann. Er muss nicht »etwas können«, ist deshalb nicht »behindert«. Er ist fähig. ‖

VORTRAG »NORMATIVE KÖRPERBILDER«
Dorothea Seror
20. Mai, 19.00 Uhr | Gasteig, Raum 0131

»EATARTTEAM«
Doro Seror & Augustinum
23. und 24 Mai, 18.30 Uhr | Kunstraum AA Schindel, Preysingstr. 20

Normative Körperbilder. Gasteig, München